

„Grenze“ als soziales Konzept: Historisch-demographische Konstrukte des „Eigenen“ und des „Fremden“¹

Einleitung: Demographie und soziale Differenz

Die Verfügungsgewalt über Außengrenzen, die völkerrechtlich garantiert sind, ist bis heute ein entscheidendes Wesensmerkmal des modernen europäischen Nationalstaats. Der Staat definiert sich einerseits räumlich-territorial, andererseits über die Staatsangehörigkeit der Bevölkerung, die auf seinem Gebiet lebt. Bereits seit dem 19. Jahrhundert hatten Wissenschaftler neben Politikern, Beamten und Künstlern einen Anteil an der Entwicklung des Selbstverständnisses der europäischen Nationalstaaten und ihrer kulturellen Abgrenzung nach außen, der kaum überschätzt werden kann.² Ethnographen, Geographen, Geschichtswissenschaftler, Soziologen und Statistiker entwarfen historische, politische und räumliche Legitimationen von Grenzen. Daneben wurden aber auch soziale und insbesondere sozio-demographische Konstrukte entworfen, um das „Innere“ und das „Äußere“ von Staaten und Nationen voneinander abgrenzen zu können. „Soziales“ wurde hierbei statistisch über spezifische „Kollektiv-Identitäten“ wie „Familie“, „Volk“, „Nation“ oder „Rasse“ zu bestimmen versucht. Demographische Strukturmerkmale wie „Alter“, „Beruf“, „Geschlecht“ oder „Wohnort“ sollten die einzelnen sozialen Gruppen „eindeutig“ voneinander unterscheidbar machen.³ Gelehrte und staatliche Beamte erfassten die demographische Binnengliederung als klar distinkt erachteter sozialer Gruppen. Sie schufen damit die Voraussetzung, um soziale Abgrenzungen „wissenschaftlich“ konstruieren zu können. Indem sie die Grenzen dieser Gruppen nach außen hin zogen, wurde zudem

- 1 Die folgenden Ausführungen gehen auf ein Referat zurück, das ich bei dem Workshop „Leben an der Grenze – Grenzen und Grenzerfahrung in der historischen Forschung“ am 24. und 25. April 2003 am Centre Marc Bloch, Berlin, gehalten habe. Für ergänzende und weiterführende Hinweise, die ich den Teilnehmern/-innen dieser Tagung verdanke, möchte ich mich an dieser Stelle herzlich bedanken.
- 2 Vgl. David I. Kertzer/Dominique Arel (Hrsg.), *Census and Identity. The Politics of Race, Ethnicity, and Language in National Censuses*, Cambridge 2002, bes. 1-42.
- 3 Auf die „Fiktion des Zensus“, dass „jedermann erfaßt ist, und daß jeder einen – und nur einen – eindeutigen Platz einnimmt“, insistiert auch Benedict Anderson, *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Frankfurt/Main/New York 1996, 166.

aus „Gesellschaft“ „Bevölkerung“, die vom Staat administrativ durchdrungen werden konnte. Die Kategorien, die dabei zur Anwendung kamen, wurden „vom Staat produziert und [dienten] gleichzeitig dazu, staatliche Tätigkeit zu denken“⁴.

An der Diskussion um die Art und Weise, wie die „Nation“ statistisch repräsentiert werden und aus welchen Elementen sie zusammengesetzt sein sollte, beteiligten sich auch deutsche Historiker, deren Texten im folgenden mein Augenmerk gelten soll, im Vergleich zu ihren oben genannten Nachbardisziplinen allerdings in einem eher geringeren Ausmaß. Der „Mainstream“ der Historiographie war nämlich fast ausschließlich auf den Staat und die politische Ereignisgeschichte hin orientiert. In Kontexten der Abgrenzung des eigenen „Volks“ von anderen europäischen Nationen und der Entstehung einer deutschnationalen sogenannten „Volksgeschichte“ gerieten jedoch zunehmend Migrationen, zahlenmäßige Proportionen zwischen den Nationalitäten, später auch Fertilität, Mortalität und Heiratsverhalten, mithin „demographische“ Fragestellungen und Theoreme, in den Blick der Geschichtswissenschaftler. Die „Bevölkerungsgeschichte“ befasst sich mit „sozialen“ Strukturen und Prozessen. Obwohl sie innerhalb der deutschen Geschichtswissenschaft eine verhältnismäßig „junge“ Disziplin ist, reichen ihre Anfänge in die 1860er und 1870er Jahre zurück. Damals entstand eine „historische Bevölkerungsstatistik“, die methodische Anleihen aus der Bevölkerungsstatistik nahm.⁵

In der historischen Forschung der jüngeren Vergangenheit stößt die Entstehung und Bedeutung von Grenzen als symbolische Trennlinien zwischen Staaten und Gesellschaften auf ein zunehmendes Interesse. Dieses Thema sei in der deutschen Geschichtswissenschaft, wie Hans Medick im Jahr 1991 feststellte, während des „Kalten Krieges“ aus politischen Gründen „gleichsam tabuisiert“ gewesen. Den Sammelband „Deutschlands Grenzen in der Geschichte“⁶ bezeichnete Medick als eine der wenigen Ausnahmen.⁷ Dieser Band ist überwiegend aus politikgeschichtlicher Perspektive geschrieben. Die neuere, sozial- und kulturgeschichtlich orientierte Erforschung von Grenzen baut hingegen auf einem breiten Ensemble von methodischen Zugangsweisen

4 Rémi Lenoir, Die Erfindung der Demographie und die Bildung des Staates, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 8 (1997), 400-444, hier 401.

5 Wichtige Vertreter dieser Richtung waren u.a. Karl Bücher, Karl Czoernig und Karl Theodor v. Inama-Sternegg.

6 Alexander Demandt (Hrsg.), Deutschlands Grenzen in der Geschichte. 2., verb. u. erw. Aufl., München 1991.

7 Vgl. Hans Medick, Zur politischen Sozialgeschichte der Grenzen in der Neuzeit Europas, in: Sozialwissenschaftliche Informationen 20 (1991), 157-163, 157.

auf.⁸ Grenzen erscheinen in dieser Sicht nicht allein als politische Konstrukte, die als Folge der Formierung von Territorialstaaten entstanden und die „lineare“ Abgrenzungen zwischen Staatswesen mit sich brachten, die sich als Nationalstaaten verstanden. Grenzen und „Grenzräume“⁹ erscheinen vielmehr (auch) als Vermittlungs-, Kontakt- und Konfliktzonen zwischen Staatsangehörigen verschiedener Sprache und ethnischer Zugehörigkeit.¹⁰

Eher weniger scheinen mir hingegen Konstruktionen von Grenzen in wissenschaftsgeschichtlicher Sicht untersucht zu sein. Mit der Rolle der Geographie und der Kartographie bei der „wissenschaftlichen“ Legitimierung von Grenzziehungen beschäftigte sich jedoch eine Reihe von Studien. So konnte beispielsweise jüngst Iris Schröder anhand der Geographen Friedrich Ratzel und Paul Vidal de la Blanche zeigen, wie um 1900 geographische Repräsentationen vorgestellter nationaler Einheiten auf Kategorien wie Raum, Grenzen und Bevölkerung beruhten und in welcher widersprüchlicher Weise Staaten nach wechselnden politischen Bedürfnissen voneinander abgegrenzt wurden.¹¹

-
- 8 Nicht zuletzt in Kontexten der Erforschung lokaler und regionaler Identitäten konnte rekonstruiert werden, wie die Entstehung frühneuzeitlicher Staaten mit der Bildung politischer Grenzen zusammenfiel. Der Anspruch, eine „Grenzlinie“ zwischen Staaten festzulegen, ließ sich jedoch meist nur schrittweise durchsetzen. Nicht selten überlagerten einander divergierende Herrschaftsrechte, die sich zudem mit politischen Grenzziehungen nicht deckten, wodurch widersprüchliche Loyalitäten erzeugt wurden. Vgl. dazu Peter Sahlin, *Boundaries. The Making of France and Spain in the Pyrenees*, Berkeley 1989. Vgl. ferner als begriffsgeschichtlichen Zugang Lucien Febvre, *Das Gewissen des Historikers*, Frankfurt a. M. 1990, 27-37, bes. 36.
- 9 Für räumliche Übergangszonen dies- und jenseits politischer, kultureller oder naturräumlich determinierter Grenzen wurde etwa von F. Ratzel verwendet („Der Grenzsaum ist das Wirkliche, die Grenzlinie die Abstraktion davon. Diese kann man zeichnen, in das Gedächtnis einprägen und messen, jener ist seinem Wesen nach unbestimmt.“ Zit. n. Thomas Serrier, „Deutsche Kulturarbeit in der Ostmark“. *Der Mythos vom deutschen Vorrang und die Grenzproblematik in der Provinz Posen (1871–1914)*, in: Michael G. Müller/Rolf Petri (Hrsg.), *Die Nationalisierung von Grenzen. Zur Konstruktion nationaler Identität in sprachlich gemischten Grenzregionen*, Marburg 2002, 13-33, hier 29f.) und später in Diskursen der „Volksgeschichte“ und der „Ostforschung“ häufig der Begriff „Grenzsaum“.
- 10 Vgl. etwa Annette Maas, „A l'extrême frontière...“ Grenzerfahrung in Lothringen nach 1870, in: *Grenzenlos. Lebenswelten in der deutsch-französischen Region an Saar und Mosel seit 1840*, Dillingen 1998, 55-77.
- 11 Vgl. Iris Schröder, *Die Nation an der Grenze. Deutsche und französische Nationalgeographien und der Grenzfall Elsaß-Lothringen*, in: Ralph Jessen/Jakob Vogel (Hrsg.), *Wissenschaft und Nation in der Europäischen Geschichte*, Frankfurt a. M. 2002, 207-234. Auf den Zusammenhang zwischen deutschem Revisionismus, territorialen Expansionsbestrebungen und kartographischen Legitimationen außenpolitischer Konzepte in der Weimarer Republik und im „Dritten Reich“ machte G. H. Herb schon 1997 aufmerksam: Vgl. Guntram Herb, *Under the Map of Germany. Nationalism and propaganda 1918–1945*, London/New York 1997.

In der vorliegenden Studie werden Konstruktionen von „sozialen“ Grenzen in Texten deutscher Historiker zum Thema gemacht. Ich werde dabei versuchen, Relationen zwischen „demographischen“ Argumentationsmustern und dem deutschzentrierten geschichtswissenschaftlichen Ordnungsdenken in diesen Texten aufzuspüren. Dabei gehe ich von der These aus, dass „Bevölkerung“ und „Ordnung“ so aufeinander bezogen wurden, dass erst durch diese semantische Verbindung Sinnstrukturen entstanden, die im Verständnis zeitgenössischer, völkisch orientierter Wissenschaftler Kohärenz und Plausibilität erzeugten. Im Blick auf diese Fragestellung werde ich folgende Leitfragen diskutieren:

Entlang welcher historiographischer Argumentationslinien wurden sozial-ethnische Grenzen gezogen, und welche methodischen Instrumentarien wurden verwendet, um diese „demographisch“ sichtbar werden zu lassen? Lassen sich jene etwa als methodisch innovativ beschreiben? Wie waren die Bilder des „Eigenen“ und des „Fremden“ qualitativ beschaffen, und wie wurden diese bevölkerungsgeschichtlich begründet? Welche Argumentationsmuster und dichotomen historischen Modelle – z. B. „Gleichgewicht“ vs. „Chaos“; „Untervölkerung“ vs. „Übervölkerung“ – entwarfen Historiker dies- und jenseits der von ihnen imaginierten Grenzen, um deren behauptete reale Existenz plausibel zu machen? Im Lichte der genannten Fragestellungen untersuche ich die Texte, anhand welcher Begriffe und in welcher argumentativer Gestalt in ihnen a) Migrationen b) Assimilation und Dissimilation bzw. Ethnizität und Mehrsprachigkeit und c) Fertilität und Heiratsverhalten (im Kontext diskursiver Konstruktionen von Ost-West-Dichotomien) behandelt werden.¹²

All diese Problemstellungen lassen sich im Rahmen dieser Studie nur exemplarisch und keineswegs erschöpfend beantworten. Ebenso wenig ist es hier möglich, abschließend zu klären, in welchem Verhältnis „Geschichtswissenschaft“, „Demographie“ und (völkisches) „Ordnungsdenken“ zueinander standen. Wenn oben und im folgenden von spezifischen „demographischen Argumentationsmustern“ in den Geschichtswissenschaften die Rede ist, soll aber ausdrücklich darauf hingewiesen werden, dass damit Fragen der Reproduktion (Heiratsverhalten, Fertilität) und der Bevölkerungsstruktur und -bewegung angesprochen werden sollen. Letztere stieß bei den von mir ausgewählten Autoren im Kontext von Nationalitätenfragen auf großes Interesse.

Texte und Autoren sind Diskursen der deutschen „Volksgeschichte“ und „Ostforschung“ in einem weiteren Sinn zuzuordnen. Die Gruppe jener Historiker, von denen ausgewählte Texte hier zur Diskussion stehen, war durchaus

¹² Ich beschränke mich dabei auf inhaltsanalytische Untersuchungen der Texte in einem weiteren Sinn und verweise jeweils nur ausnahmsweise auf kontextuelle bzw. rezeptionsgeschichtliche Aspekte.

heterogen, und sie verstand sich – bei aller partiellen Gleichgerichtetheit ihrer generationellen Lagen und bei aller grundsätzlichen Übereinstimmung in ihren „völkischen“ Ansichten – auch nicht als eine politisch-soziale Einheit.¹³

Zeitlich konzentriere ich mich auf die Weimarer Republik und das „Dritte Reich“, örtlich auf die deutsch-polnischen Grenzregionen. Probleme der Kontinuität und Diskontinuität werden anhand des vorliegenden Quellenkorpus nicht erörtert. Ohne den teils subtilen Wandel von Begriffen, Theoremen und historiographischen Konzepten im Untersuchungszeitraum negieren zu wollen,¹⁴ weise ich doch darauf hin, dass historisch-demographische Argumentationsmuster und begriffliche Zuschreibungen wie jene, die im folgenden behandelt werden, bereits vor 1933 (und nach 1945 neuerlich) in historiographischen Diskursen aufzufinden waren und dass daher von einem nicht zu unterschätzenden Maß an begrifflich-methodischer Kontinuität auszugehen ist.

Sozio-demographische Grenzziehungen in Texten deutscher Historiker, ca. 1918–1945

Migrationen

Innerhalb der Geschichtswissenschaft standen „Migrationen“ besonders in jenen Teildisziplinen, die „landes-“ und „volksgeschichtlich“ ausgerichtet waren, im Zentrum des Interesses an „Bevölkerung“.¹⁵ Auch in die „klassische“, ereignis- und politikbezogene Geschichtsschreibung fand das Thema der Migrationen früher und sehr viel stärker Eingang als Themen der Reproduktion, also der Fertilität und des Heiratsverhaltens – die entweder nicht oder nur im Kontext von Migrationen thematisiert wurden.¹⁶ Gerade in den sprachlichen Mischgebieten Preußens, etwa in Posen-Westpreußen sowie in einer Reihe von Provinzen der Habsburgermonarchie, etwa in Böhmen, Galizien und in der Untersteiermark, wurden ethnische bzw. nationale Unterschiede historiographisch zu einem wesentlichen Differenzierungsmerkmal von „Bevölkerung“ gemacht.

13 Inwieweit die hier genannten Historiker von Nachbarwissenschaften, insbesondere der Soziologie (Gunther Ipsen), beeinflusst wurden, ist hier nicht zu entscheiden und bleibt zum Teil noch weiteren Untersuchungen vorbehalten. Ebenso wenig kann hier auf den Grad der gegenseitigen Vernetzungen oder auch der Konkurrenz innerhalb des Feldes „Volksgeschichte“/„Ostforschungen“ eingegangen werden.

14 Zu dieser schwierigen Frage gibt es in der Tat noch einen erheblichen Forschungsbedarf.

15 Vgl. hierzu auch den Reader von Werner Lausecker/Alexander Pinwinkler (Red.), Mehr und weniger machen. Zur Konstruktion von Bevölkerungsfragen, Salzburg 2002 [ungeedr. Manuskr.], 95f., in dem sich dieses Thema durch nahezu alle Beiträge zieht.

16 Vgl. beispielsweise Heinrich v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Bde. 1-5, 4, Leipzig ³1907, hier 598-609; Franz Schnabel, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Bde. 1-4, 3, München 1987 [zuerst Freiburg i. Br. 1934], hier 354-364.

Das historiographische Interesse an Migrationen konzentrierte sich in dem Zeitraum, der hier behandelt wird, auf die Geschichte der sogenannten deutschen „Ostkolonisation“.¹⁷ Dabei ist aus demographiehistorischer Sicht besonders bemerkenswert, welche Erscheinungen oder Kräfte als Ursachen für die Siedlung vermutet wurden: So wurde etwa in einer Darstellung der „Geschichte des Deutschtums“ in Posen das (wirtschaftliche) „Aufnahmebedürfnis der polnischen Länder“ der „wagemutige[n] Bereitwilligkeit“ seitens der deutschen Kolonisten gegenüber gestellt, „sich vom Volksganzen loszulösen und sich neue Heimstätten zu gründen“.¹⁸ Der Siedlungsvorgang selbst wurde in dieser Studie, einer gleichsam naturwissenschaftlichen Denkfigur folgend, „mit der anscheinend wirren Regellosigkeit eines Naturvorganges“ verglichen. Dieser hätte sich „etwa so“ abgespielt, als ob „die Luft von allen Seiten auf ein Vakuum zustürzt“. Erst später seien „Ordnung“ und „Organisation“ in die Bewegung hineingekommen.¹⁹

Neben derartigen Argumentationsmustern, die sprachlich oft recht suggestiv waren, fand besonders die Vorstellung, wonach es ein überzeitliches, Migrationen unmittelbar auslösendes „Kulturgefälle“ zwischen West und Ost gebe, weite Verbreitung. So beispielsweise bei Walter Kuhn (1903–1983), der in der schlesischen Sprachinsel Bielitz/Bielsko geboren und dort politisch sozialisiert worden war: Folgt man Kuhn, sei die „Kolonisation eines Volkes im Gebiet eines anderen [...] nur dann möglich, wenn beide auf verschiedenen Reifestufen stehen.“ Kuhn unterschied zwischen „echten“ Sprachinseln, die auf eine „geschlossene“ Kolonisation zurückgingen, und „unechten“ Sprachinseln, die aufgrund individueller Wanderungen entstanden seien. Jene „unechten“ Sprachinseln, die im 19. und 20. Jahrhundert entstanden seien, schloss er aus seinen Untersuchungen aus, da sie auf den „Menschenaustausch zweier Völker mit gleicher Entwicklungsreife“ zurückgingen.²⁰ Mit dieser Unterscheidung wurden die überseeischen deutschen Siedlungen ausgeklammert. Favorisiertes Untersuchungsobjekt völkischer Siedlungsforschungen blieb hingegen der sogenannte deutsche „Volks- und Kulturboden“ in Ostmitteleuropa.

17 Kritisch reflektiert, aber nicht verworfen, wurde dieser Begriff von W. Schlesinger, einem der ersten westdeutschen Historiker, der in den 1960er Jahren traditionelle wissenschaftliche Positionen der „Ostforschung“ auf ihren deutschzentrischen Gehalt hin untersuchte. Vgl. Walter Schlesinger, *Zur Problematik der Erforschung der deutschen Ostsiedlung*, in: ders. (Hg.), *Die deutsche Ostsiedlung als Problem der europäischen Geschichte*. Reichenau-Vorträge 1970–1972, Sigmaringen 1975 (=Vorträge und Forschungen. Hg. vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte; 18), 12–30.

18 Erich Schmidt, *Geschichte des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft*, Bromberg 1904, 93.

19 Ebd., 93, 94.

20 Walter Kuhn, *Versuch einer Naturgeschichte der deutschen Sprachinsel*, in: *Deutsche Blätter in Polen* 3 (1926), 65–140; 629–634; hier 71f.

Ähnlich wie Kuhn vertrat auch Hermann Aubin (1885–1969) die Idee, dass die Beziehungen zwischen germanischen und slawischen Völkern wesentlich durch ein kulturelles „Gefälle“ strukturiert seien. Aubin, der an der Universität Breslau tätig war, sah den wesentlichen Auslöser für Wanderungsbewegungen in der unterschiedlichen Bevölkerungsdichte der einzelnen Länder. Aus diesem Grund sei „der Osten“ durch die Slawen im Frühmittelalter „nur sehr unvollkommen wieder besiedelt worden. Weithin streckte sich hier vor den Deutschen ein dünn bevölkertes Gebiet, in welchem ihr Kinderüberschuß ein Unterkommen finden [...] konnte.“²¹

Erich Keyser (1893–1968), Historiker und Archivar in Danzig, war einer der wenigen Geschichtswissenschaftler, die während der dreißiger Jahre explizit dafür eintraten, die „Bevölkerungsgeschichte“ zu einer eigenständigen Disziplin innerhalb der Geschichtswissenschaft auszubauen.²² Die „Bevölkerungsgeschichte Deutschlands“ fasste Keyser im Zusammenwirken dreier Strukturen im zeitlichen Verlauf, der „Bevölkerungszahl“, der „Bevölkerungsart“ und des „Bevölkerungsraums“. Dieses Modell trug Keyser in seiner 1939 erschienenen „Geschichte des Weichsellandes“²³ exemplarisch vor. Er sah die wirtschaftlich-naturräumliche Einheit des Raums, der von der beherrschenden Flusslandschaft des sogenannten „Weichsellandes“ geprägt sei, als gegeben und gleichsam als unwandelbar an. Politisch-soziale Gegensätze zwischen den Völkern der Region seien „ein Gesetz des Raumes“. Sie seien daher in diesem von vornherein angelegt. Keyser versuchte neben und im Zusammenhang mit der Konstruktion einer überzeitlichen Raumeinheit des Weichsellandes auch zu erweisen, dass dieses kontinuierlich germanisch-deutsch besiedelt gewesen sei. Die germanischen „Nordmänner“ [Normannen, Wikinger, Anm. d. Vf.], die er als „Menschen nordischer Rasse“ bezeichnete, hätten der Region durch ihre Siedlung und Kulturarbeit erstmals „ein einheitliches Gepräge“ aufgedrückt.²⁴

Keyser setzte die vorgeblich stetige Auseinandersetzung zwischen „Deutschen“ und „Polen“ mit der politischen Geschichte des Weichsellandes in eins. „Volk“ und „Raum“ schienen von Anfang an – jedenfalls vom Beginn einer aus Schriftzeugnissen rekonstruierbaren Geschichte an – als unwandelbar miteinander verknüpft. Die „soziale“ Konstruktion des deutschen „Volks“ wurde notwendig mit Hilfe von historisch-geographischen Raumbezügen

21 Hermann Aubin, Die historisch-geographischen Grundlagen der deutsch-polnischen Beziehungen, in: Albert Brackmann (Hrsg.), Deutschland und Polen. Beiträge zu ihren geschichtlichen Beziehungen, München/Berlin 1933, 13-25, hier 15.

22 Vgl. Erich Keyser, Bevölkerungswissenschaft und Geschichtsforschung, in: Archiv für Bevölkerungswissenschaft (Volkskunde) und Bevölkerungspolitik 5 (1935), 145-161.

23 Ders., Die Geschichte des deutschen Weichsellandes, Leipzig 1939.

24 Ebd., 12, 15, 14.

vermittelt. Der permanente Bezug auf den „Raum“ sollte dem „Volk“ eine eng mit „Boden“ und „Raum“ verknüpfte Identität geben, die stets zugleich eine „soziale“ Abgrenzung gegenüber dem nicht diesem „Raum“ Zugehörigen, dem „Fremden“, beinhaltete.

Im „Dritten Reich“ beteiligten sich viele deutsche Ethnohistoriker an der Formulierung und praktischen Umsetzung der nationalsozialistischen Utopie, einen ethnisch abgrenzbaren und rassistisch homogenen Staat zu schaffen. Dieser sollte die „Volksgemeinschaft“ als Dogma ohne Rücksicht auf die betroffenen Menschen über den Einzelnen stellen. Bevölkerungsforscher und Historiker entwickelten „Sozialtechniken“ „des Eingliederns und Ausgrenzens einzelner Personen- und Bevölkerungsgruppen“. Konstruktionen des „Eigenen“ und des „Fremden“ und rassistisch begründete Unterscheidungen zwischen „Deutschen“, „Slawen“ und „Juden“ sollten ein Ordnungsmodell für künftige Sozial- und Raumplanungen abgeben.²⁵

Assimilation und Dissimilation

Weitere Aspekte, die in der Historiographie besonders zu multiethnischen Regionen breite Beachtung fanden, waren die vermuteten Zusammenhänge zwischen Assimilation und Dissimilation einerseits und sprachlichen und konfessionellen Zuordnungen andererseits.²⁶ Max Weber hatte diese Fragen am Beispiel der wirtschaftlich-sozialen Beziehungen zwischen Deutschen und Polen in Westpreußen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgezeigt. Weber sah zwei Möglichkeiten, wie sich „die Verschiebung einer Nationalitätengrenze“ vollziehen könne: „Einmal so, daß nationalen Minderheiten [...] Sprache und Sitte der Mehrheit allmählich oktroyiert wird, daß sie ‚aufgesogen‘ werden“, andererseits in der wirtschaftlichen Verdrängung, welche „hier“ [in Westpreußen, Anm. d. Vf.] vorliege.²⁷ In der Absicht, die 1919 in Versailles gezogenen Grenzen des Deutschen Reiches im Osten zu Gunsten des deutschen „Volkstums“ zu revidieren, wurde diese Thematik dann in der Weima-

25 Vgl. dazu beispielsweise Götz Aly/Susanne Heim, *Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung*, Frankfurt a. M. 1993; Ingo Haar, *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus. Deutsche Geschichtswissenschaft und der „Volkstumskampf“ im Osten*, Göttingen 2002 (=Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft; 143).

26 Schon die erste bevölkerungsgeschichtliche Buchreihe in Deutschland, die von dem Tübinger Ökonomen Julius Neumann herausgegeben wurde und die in sieben Bänden zwischen 1883-1903 erschien, liefert dafür Beispiele. Neumanns bevölkerungsgeschichtliche Interessen waren verwoben mit der Beschreibung von „Germanisierung“ und „Polonisierung“ als konkurrierende Tendenzen in den als „deutsch“ betrachteten preußischen Ostgebieten.

27 Max Weber, *Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik* (1895), in: Max Weber, *Schriften 1894-1922*. Ausgewählt u. hrsg. von Dirk Kaesler, Stuttgart 2002, 22-46, hier 25.

rer Republik und im „Dritten Reich“ vorwiegend von Volkstumsforschern und -politikern erörtert.²⁸ Gegen „Juden“ und „Slawen“ innerhalb und außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches gerichtet, wurde das dichotomische Konzept der „Umvolkung“/„Entvolkung“ dazu herangezogen, um zu klären, welche Gruppen potentiell für das deutsche „Volkstum“ wiedergewonnen werden könnten, und welche aus dem Raster der zugeschriebenen Volkstumszugehörigkeit fallen und folglich der „Dissimilation“ überantwortet werden sollten.²⁹

Hans Joachim Beyer (1908–1971) war einer der ersten deutschen Historiker, der den vermuteten Ursachen, Verlaufsformen und Folgen von „Ent-“ und „Umvolkung“ nachging. Er verknüpfte dabei seine dezidiert rassistisch geprägten Sichtweisen mit direkten Bezugnahmen auf Studien, die dem Umfeld der angloamerikanischen Soziologie zuzuordnen waren. Sprachwechsel und Akkulturation mit Denkmustern aus eugenisch-biologistischen Diskursen miteinander verwebend, bildete für Beyer die Erforschung der Zusammenhänge von „Umvolkung“ und „Leistungsauslese“ – als verdeckte „Rassenauslese“ – ein methodisches Instrument, um „die Überlegenheit des deutschen Erbes“ zu belegen und rassistisch „wertvolle“ Elemente des deutschen „Volkstums“ heuristisch aus seinem „fremdvölkischen“ Umfeld zu isolieren. Dabei schien es nahezu gleichgültig zu sein, ob die von ihm „rassistisch“ als deutsch eingestuften Volksgruppen tatsächlich „deutsch“ gesonnen waren oder nicht. Aus Beyers Sicht war allein entscheidend, dass diese ihre „rassistische“ Eigenart gegenüber ihren Nachbarn bewahrt hätten.³⁰ „Umvolkung“ beginne stets als „Gesinnungswandel“ und vollziehe sich für die Deutschen sozial als „Aufstiegsassimilation“. Sie werde dann unumkehrbar, sobald Mischehen, etwa zwischen „Deutschen“ und „Juden“, eingegangen würden. Dieser Praxis müsse im Wege einer entschiedenen, radikal antisemitisch gedachten „Dissimilationspolitik“ ein Ende bereitet werden.³¹

Während völkische Historiker der 1920er bis 1940er Jahre den „Volkstumskampf“ als wesentliche Triebkraft der geschichtlichen Entwicklung Ost-

28 Vgl. Karl C. v. Loesch, *Eingedeutschte, Entdeutschte und Renegaten*, in: ders. (Hrsg.), *Volk unter Völkern*, Breslau 1925, 213–241; Max Hildebert Boehm, *Das eigenständige Volk. Volkstheoretische Grundlagen der Ethnopolitik und Geisteswissenschaften*, Göttingen 1932, bes. 77ff.

29 Vgl. Haar, *Deutsche Historiker* (Anm. 25), bes. 208–223.

30 Vgl. Hans Joachim Beyer, *Rassistische Kräfte in der Umvolkung*, in: *Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung* 6 (1942), 1–16, hier bes. 3ff.

31 Karl Heinz Roth, *Heydrichs Professor. Historiographie des „Volkstums“ und der Massenvernichtungen: Der Fall Hans Joachim Beyer*, in: Peter Schöttler (Hrsg.), *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945*, Frankfurt a. M. 21999, 262–342, hier 273f., 283. Beyers Habilitationsschrift „Umvolkungsstudien zur Frage der Assimilation und Amalgamation in Ostmitteleuropa und Übersee“ konnte noch Anfang 1945 in Brünn erscheinen. Die Studie ist heute verschollen. (Roth, 282.)

mitteleuropas paradigmatisch hervorhoben, ist sich die gegenwärtige Geschichtsschreibung weitgehend darüber einig, dass etwa Schlesien, in einem geringeren Ausmaß auch die Provinz Posen,³² geradezu als multiethnische Regionen bezeichnet werden können. Das nationale Selbstverständnis war variabel, von unterschiedlichen Faktoren abhängig und konkurrierte zudem mit regional verankerten Identitätsangeboten. Die auf ethnische Abgrenzung und soziale Homogenisierung abzielenden deutschen und polnischen Nationalbewegungen stießen gerade in Schlesien auf ihre Grenzen.³³

Volksgeschichtlich orientierte Sozial- und Kulturwissenschaftler der Zwischenkriegszeit vertraten die Auffassung, dass es sogenannte germanisierte Polen und polonisierte Deutsche geben würde. Manche von ihnen argumentierten vergleichsweise abgeschwächt nationalistisch, wie etwa der Berliner Neuzeithistoriker Arnold Oskar Meyer (1877–1944), der 1933 schrieb: „[...] Die Bevölkerung des Landes ist in ihrer großen Masse eine in jahrhundertelanger friedlicher Durchdringung entstandene deutsch-slawische Mischung.“ Bezeichnenderweise formulierte Meyer aber als Nachsatz: „Und alles, was aus Oberschlesien geworden ist, hat sie [=die Bevölkerung] Preußen und Deutschland zu verdanken.“³⁴ Hans Rothfels (1891–1976), der Leiter des historischen Seminars der Universität Königsberg, stellte zur gleichen Frage allgemein fest, dass die Gleichungen „deutsch“ = „evangelisch“ und „polnisch“ = „katholisch“ so nicht aufgingen. Als Beispiel nannte Rothfels das überwiegend katholische Ermland, das trotz dreihundertjähriger polnischer „Fremdherrschaft“ seinen „deutsch-bäuerlichen Charakter rein bewahrt“ habe. Viele Menschen, die in multinationalen Regionen lebten, würden sich einer systematisierenden Zuordnung zu einer bestimmten ethnischen Großgruppe entziehen.³⁵ „Germanisierung“ und „Polonisierung“ bildeten aber bloß ideologisch verbrämte Etiketten, die der Vielschichtigkeit von Assimilation und Akkultu-

32 Vgl. Serrier, „Deutsche Kulturarbeit in der Ostmark“ (Anm. 9), hier 19f.

33 Vgl. für Oberschlesien Philipp Ther, *Schlesisch, deutsch oder polnisch? Identitätswandel in Oberschlesien 1921–1956*, in: Kai Struve/Ph. Ther (Hrsg.), *Die Grenzen der Nationen. Identitätenwandel in Oberschlesien in der Neuzeit*, Marburg 2002, 169–201, hier 170.

34 A. O. Meyer, *Die neuere Entwicklung Schlesiens, insbesondere Oberschlesiens*, in: Brackmann (Hrsg.), *Deutschland und Polen* (Anm. 21), 162–171, 171. – Die Problematik der Zweisprachigkeit und „Zwischen-den-Ethnien-Stehenden“ beschäftigte immer wieder auch deutsche und polnische Statistiker. Die deutschen Volkszählungen listeten die „kaschubische“ und „masurische“ Sprache getrennt neben der polnischen auf, wodurch in den Augen polnischer Statistiker die Zahl der ethnischen Polen durch die preußische amtliche Statistik unzulässig verringert wurde. Vgl. Roland Gehrke, *Der polnische Westgedanke bis zur Wiedererrichtung des polnischen Staates nach Ende des Ersten Weltkrieges*, Marburg 2001, 174f.

35 Hans Rothfels, *Das Problem des Nationalismus im Osten*, in: Brackmann (Hrsg.), *Deutschland und Polen* (Anm. 21), 259–270, hier 262.

ration nicht gerecht werden konnten. Soziale Prozesse, die auf diese Begriffe verwiesen, wurden von völkischen Historikern nahezu deterministisch mit historischen Veränderungen der politischen Grenzen verknüpft: Der Umbau von Siedlungsstrukturen entlang angenommener ethnischer Kriterien und die Entstehung des modernen, geographisch „eindeutig“ abgrenzbaren Flächenstaats erschienen als historische Prozesse, die kausal miteinander verbunden gewesen wären. Ein Ergebnis dieser langfristig zielgerichteten Entwicklung sei „eine gewisse Entmischung der nationalen Wohngebiete in Angleichung an die Staatsvölker“, wie Hermann Aubin mit Bezug auf das Verhältnis von Deutschen und Polen schreiben konnte.³⁶

Widersprüche zwischen sozialer Schichtung, individuellen Ausprägungen von Identitäten und konfessionellen Abgrenzungen wurden häufig mit Begriffen wie „Renegaten“/„Renegatentum“³⁷ oder „schwebendes Volkstum“ umschrieben, die negativ konnotiert waren. So galt der „Renegat“ im Wortsinn als ein von seinem „Volkstum“ Abgefallener, der weder seiner ursprünglichen, noch der von ihm später angenommenen Nationalität sicher zugeordnet werden konnte. Prozesse von sprachlich-kultureller Assimilation und Dissimilation und von sozialer Mobilität wurden somit nur unter einem sehr einseitig wertenden Blickwinkel erörtert. Germanozentrische Fixierungen auf die „eigene“ Volksgruppe und die damit verbundene bloß schablonenhafte Wahrnehmung des „Fremden“ verhinderten in vielen Fällen eine differenziertere Betrachtung dieser Thematik. Dagegen standen das diffuse „Wesen“ und der vage „Wert“ des gegenwärtigen „Deutschtums“ im Vordergrund. Um diese historisch zu erfassen, war beispielsweise für Erich Keyser die Frage nach dem rassenbiologischen „Kern“ des Deutschtums und in diesem Zusammenhang die Frage nach dem Zeitpunkt, zu dem „fremde“ Bestandteile in den deutschen „Volkskörper“ eingedrungen seien, von grundlegender Bedeutung. 1943, im Jahr der Zuspitzung und der Wende des nationalsozialistischen Vernichtungskriegs im Osten, schrieb Keyser wörtlich, dass „der Wille, das deutsche Volk von unerwünschten rassischen Bestandteilen zu säubern“³⁸, die wesentliche Triebkraft für die Untersuchung dieser Zusammenhänge darstellen würde.

Soziale Fragen wurden in den dreißiger Jahren zunehmend in eine Rassen- und in eine Abstammungsfrage umgedeutet. Dies zeigt auch das Beispiel des Historikers und Soziologen Wilhelm Brepohl (1893–1975), der die polnische Arbeitsmigration ins Ruhrgebiet zum Anlass nahm, um die Bildung eines „industriellen Volkstums“ *sui generis* an der Ruhr zu konstatieren. In seiner Studie „Die Eindeutschung der Polen an der Ruhr, Deutsche Arbeit verwandelt

36 Hermann Aubin, Die historisch-geographischen Grundlagen, 21.

37 Vgl. u.a. v. Loesch, Eingedeutschte, Entdeutschte und Renegaten, 213ff.

38 Erich Keyser, Bevölkerungsgeschichte Deutschlands, Leipzig 31943, 2.

fremdes Volkstum“ aus dem Jahr 1939, die Hermann Aubin angeregt hatte, analysierte Brepohl exemplarisch die Bedingungen für eine potentielle Germanisierung des „Ostraums“: „Eindeutschung“ setzte für ihn notwendig voraus, dass die Zuwanderer ihre national-kulturellen Eigenschaften vollständig aufgeben müssten.³⁹

Ost-West-Dichotomien und das „European Marriage Pattern“

Migrationen und Erscheinungen von Assimilation und Dissimilation nahmen in der Historiographie der sogenannten „Volksgeschichte“ – unter germanozentrischen Vorzeichen – breiten Raum ein. Themen wie Heiratsverhalten und Geburtenentwicklung wurden demgegenüber in einem eher geringeren Ausmaß behandelt.⁴⁰ Dies überrascht umso mehr, als dem Schlagwort „Volk ohne Raum“, das auf den gleichnamigen Roman Hans Grimms zurückging,⁴¹ in den dreißiger Jahren das wirkungsmächtige Wort vom „Volk ohne Jugend“⁴² beigegeben und gleichsam entgeggestellt wurde.

Dazu muss freilich gesagt werden, dass nur wenige Historiker methodische Entwicklungen innerhalb der Demographie in einem engeren Sinn, also der Bevölkerungsstatistik (die in Deutschland ihrerseits prononciert „völkisch“ orientiert war) rezipierten und in ihren eigenen Studien verarbeiteten. Selbst der „Sprachinselforscher“ Walter Kuhn, der das gängige Frageraster der Demographen ansonsten weitgehend übernahm, bediente sich in seinen Arbeiten einfacheren, „rohen“ demographischen Maßzahlen wie der Geburten- und der Sterbeziffer. Kuhns statistische Befunde standen seinen zum Teil vorgefassten Bildern über das „Kulturgefälle“ zwischen West und Ost gegenüber, das seinen Ausdruck in der höheren Geburtenrate unter den slawischen Völkern im Vergleich zu den Deutschen finde: Die im Vergleich zu Mittel- und Westeuropa insgesamt höhere slawische Geburtenrate galt ihm als Ausdruck der kulturellen Rückständigkeit der „Slawen“. Zugleich musste er aber feststellen, dass frühe Heiraten bei den Slawen wie bei den Deutschen in Galizien ähnlich weit verbreitet seien. Die durchschnittliche „Geburtenüberschussziffer“ der deutschen Kolonien von 15 würde „sowohl die Slawen der Umwelt wie das Mutterland“ übertreffen. Wenn Kuhn dieses Verhalten bewertete, so erschie-

39 Stefan Goch, Wege und Abwege der Sozialwissenschaft: Wilhelm Brepohls industrielle Volkskunde, in: Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen 26 (2001), S. 139-176, hier 160.

40 Diese Thematik wurde aber zunehmend von Bevölkerungsbiologen und „Sippenforschern“ untersucht, deren Studien meist eine deutlich historisch-genealogische Perspektive aufwiesen.

41 Vgl. Hans Grimm, Volk ohne Raum, München 1934.

42 Vgl. Friedrich Burgdörfer, Volk ohne Jugend. Geburtenschwund und Überalterung des deutschen Volkskörpers. Ein Problem der Volkswirtschaft, der Sozialpolitik, der nationalen Zukunft, Berlin 1932 (Neuauf. 1938).

nen die schollengebundenen, geburtenfreudigen, „tüchtigen“ deutschen Kolonisten kulturell in einem für sie vorteilhaften Licht.⁴³

Was das Verhältnis zwischen Bevölkerungsentwicklung und „kulturellen“ Wertzuschreibungen anbelangt, argumentierte Hermann Aubin ähnlich widersprüchlich. Aubins Denkfiguren lagen Vorstellungen eines sich natürlich regelnden demographischen „Gleichgewichts“ zwischen Deutschen und Polen einerseits und eines west-östlichen „Menschengefälles“ zwischen diesen Völkern andererseits zugrunde.

Letzteres bezog Aubin unmittelbar auf die zahlenmäßige und kulturelle Überlegenheit der Deutschen in der Zeit ihrer mittelalterlichen „Ostbewegung“. Dieses biologisch gedachte „Menschengefälle“ habe sich aber infolge der polnischen Westwanderung „geradewegs umgekehrt“. In einem eigentümlichen Gegensatz zu dieser These stand Aubins Schlussfolgerung, wonach „das Grundelement des umgekehrten Menschengefälles“ im Verhältnis zwischen den beiden Völkern trotzdem „latent“ weiter bestehen würde. Damit zielte er offensichtlich nicht auf die zahlenmäßigen Proportionen zwischen Deutschen und Polen ab, sondern er meinte die kulturell-zivilisatorische Dimension des deutsch-polnischen Verhältnisses.⁴⁴

Die demographischen Krisen des 14. und des 17. Jahrhunderts sowie die spätere deutsche Auswanderung nach Amerika hatten Aubin zufolge verhindert, dass neuerlich größere Wellen deutscher Kolonisten nach Osten gegangen seien. Erst seit dem 19. Jahrhundert habe sich dieses Bild verändert. Die polnische Wanderung nach Westen schien sein Modell zu bestätigen, das von „Bevölkerungsdruck“ und langfristigem demographischem Ausgleich induziert wurde. Aubins höchst ambivalenter Gedanke des deutsch-polnischen „Menschengefälles“, der die Vorstellung implizierte, dass die Slawen unfähig seien, den ihnen zugefallenen Raum auszufüllen und sich dort staatlich zu organisieren, war genuiner Bestandteil dieses Denkmusters.

Das Denken in Kategorien der Ost-West-Dichotomie spielte im deutschen historischen Denken insgesamt und in der deutschen historischen Bevölkerungsforschung im besonderen eine zentrale Rolle. Anfang der 1960er Jahre fanden sich in dem Paradigma des „European Marriage Pattern“ und eines „Eastern European Pattern“, das in England von John Hajnal entworfen wurde, wiederum spezifische Muster von Ost-West-Dichotomien.⁴⁵ Hajnals These lautete – hier stark verkürzt wiedergegeben –, dass in der Neuzeit westlich

43 Walter Kuhn, Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien. Ein Beitrag zur Methode der Sprachinselforschung, Münster 1930, 110, 106.

44 Aubin, Die historisch-geographischen Grundlagen (Anm. 20), 20f., 25.

45 Vgl. John Hajnal, European marriage patterns in perspective, in: D. V. Glass/D. E. C. Eversley (Hrsg.), Population in History: Essays in Historical Demography, Chicago 1965, 101-143.

entlang einer Linie St. Petersburg-Triest die Eheschließung spät und nicht bei allen Personen erfolgte.⁴⁶ Dieses Modell der vorindustriellen „agrарischen Bevölkerungsweise“ basierte auf der Denkfigur, dass die Verhehlichung auf der Verfügbarkeit einer ökonomischen „Vollstelle“ beruht habe. Die östlich dieser Linie ansässigen Bevölkerungen hätten dieses Vollstellenprinzip nicht gekannt. Da sich bei ihnen aus diesem Grund Bevölkerung und Nahrungsspielraum nicht im „Gleichgewicht“ befunden hätten, seien sie beständig zu Vermarmung und Verelendung tendiert.⁴⁷

Die nicht immer explizit ausgesprochene Vermutung, dass „überlegene“ Wirtschaftsformen und Sozialstrukturen, die deutsche Siedler in die Zielgebiete ihrer „Ostkolonisation“ mitgebracht hätten, dort verbreitete Familienformen und „Agrarverfassungen“ überformt⁴⁸ und partiell wohl auch ersetzt hätten, dürfte noch in der Rezeption Hajnals eine wichtige Rolle spielen. In die Richtung dieser Annahme geht jedenfalls die Studie „Ostkolonisation und Familienverfassung“ des Wiener Sozialhistorikers Michael Mitterauer. Dieser steht dichotomischen Modellen von „West“ und „Ost“ erklärter Weise kritisch gegenüber. Mitterauer referiert die Kritik an Hajnals Modell ausführlich und differenziert. Dass derartige Modelle sich möglicherweise in ganz bestimmte Traditionen von Konzeptualisierungen einer Geschichtsregion „Ost-“ oder „Ostmitteleuropa“ fügen, die stets auch wissenschaftsgeschichtlich herleitbar und in dieser Sicht zu dekonstruieren sind,⁴⁹ wird jedoch nicht deutlich. Ebenso wenig erörtert Mitterauer die Frage, ob die „Ostkolonisation“ als geschichtswissenschaftlicher Fachbegriff, auch wenn dieser nicht explizit „deutsch“ konnotiert wird, in Bezug auf Migrationen in Ostmitteleuropa nicht längst obsolet geworden ist.⁵⁰

Dies ist umso problematischer, als die so genannte „deutsche Ostkolonisation“ in Diskursen der „Volksgeschichte“ die Vorstellung implizierte, wonach

46 Vgl. dazu auch Karl Kaser, Der Erbfall jenseits der „Hajnal-Mitterauer-Linie“. Historische Haushaltsformierungsmuster im Südosten Europas, in: Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien (Hrsg.), Wiener Wege der Sozialgeschichte, Wien/Köln/Weimar 1997, 163-182, hier 166, 167f.

47 Hermann Zeitlhofer, Gerhard Mackenroths Konzept einer vorindustriellen „agrарischen Bevölkerungsweise“, in: Lausecker/Pinwinkler (Red.), Mehr und weniger machen (Anm. 15), 95f.

48 Vgl. Michael Mitterauer, Ostkolonisation und Familienverfassung. Zur Diskussion um die Hajnal-Linie, Wien 1999, z. B. 6f.: Die „Regeln der Haushaltsformierung, die für den ‚European Pattern‘ charakteristisch sind“, sollten mit jenen sozialen Strukturen „kausal“ verknüpft werden, „die im Zuge der großen Siedlungsbewegung [sic!] von Mittel- nach Osteuropa verpflanzt wurden.“ Vgl. jetzt auch Michael Mitterauer, Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs, München 2003, 88.

49 Inwieweit Beziehungen zu früheren derartigen Denkfiguren, etwa in der „Volksgeschichte“, bei Hajnal feststellbar sind, müsste allerdings noch untersucht werden.

50 Vgl. Mitterauer, Ostkolonisation (Anm. 48), hier bes. 4f. Vgl. dazu auch Anm. 16.

in sich geschlossene „Massen“ deutscher Kolonisten einheitlich, zielstrebig und in Form von periodisch wiederkehrenden „Wellen“ „gen Osten“ wandern würden. Autoren/-innen derartiger Denkmuster und Konzepte neig(t)en dazu, „Räume“ und bestimmte sozial-ethnische Gruppen reziprok aufeinander zu beziehen. Dabei werden diesen Gruppen ganz bestimmte kollektive Verhaltensmuster und Agrar- bzw. Familien„verfassungen“ zugeschrieben. Individuelle Verhaltensausprägungen finden dagegen keine ausreichende Berücksichtigung, und Sichtweisen und Handlungsoptionen der migrierenden „Akteure“ werden kaum oder gar nicht thematisiert.

Für die Fragestellung der vorliegenden Studie ist vor allem der Umstand von Interesse, dass in historisch-demographischen Forschungen räumliches Denken und Zuschreibungen von sozialen Verhaltensmustern entlang ethnischer Grenzziehungen einen wirkungsmächtigen Zusammenhang entfalteten. Dabei muss die bislang kaum untersuchte Frage, welche konkreten Rezeptionsprozesse hinter der Ausprägung von Hajnals „European Marriage Pattern“ standen, hier eine untergeordnete Rolle spielen. Kaum geklärt scheint bisher auch zu sein, inwieweit dieses Modell sich nicht doch in erster Linie auf „Räume“ bezog. Ob Hajnals „Marriage Pattern“ auch eine Dichotomie zwischen „Deutschen“ und „Slawen“ beinhaltete, muss vorerst offen bleiben.

Historiker neigten jedenfalls dazu, zwischen Geschichtsregionen im Westen und Osten Europas, die als wirtschaftlich bzw. kulturell grundlegend voneinander verschieden wahrgenommen wurden, Grenzen zu ziehen. Bei allen Unterschieden, die diesen Modellen im einzelnen innewohnen, ist allen jedoch eigen, dass sie – wohl zu Recht – in einem hohen Maß umstritten waren und sind.

Dies galt schon für Albrecht Pencks Theorem des „Volks- und Kulturbodens“, auf das sich Volkstumsforscher der Zwischenkriegszeit so häufig bezogen. Walter Kuhn betonte, dass für eine Abgrenzung des „Volksbodens“, die sprachlichen Kriterien folgte, in der Forschung weitgehende Einigkeit bestehe. Die Anschauungen über den Begriff des „Kulturbodens“, der über den „Volksboden“ hinausgehe, seien hingegen erkennbar disparat.⁵¹ An Hajnals „European Marriage Pattern“⁵² wurde kritisiert, dass es eine Vielfalt von „Heiratsmustern“ zusammenfasse, die sich kaum in ein übergeordnetes Mo-

51 Vgl. Walter Kuhn, Zur Abgrenzung des Begriffs des deutschen Volks- und Kulturbodens, in: Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung (1933), 65-71, hier bes. 69. Kuhn nahm in seine Abgrenzungsversuche geographische und vor allem kulturelle bzw. volkswissenschaftliche Kriterien auf. Unterschiedliche Haushaltsformierungs- und Heiratsmuster zog er nicht heran, um zwischen „Deutschen“ und „Slawen“ zu unterscheiden.

52 Zur Kritik vgl. Josef Ehmer, Marriage, in: David Kertzer/Marzio Barbagli (Hrsg.), Family Life in der Long Nineteenth Century 1789-1913 (=The History of the European Family, vol. 2), New Haven/ London 2002, 282-321, hier 301ff.

dell pressen lassen. Werden der äußerste Westen und der äußerste Osten Europas herangezogen, um jeweils ein idealtypisches Heiratsmuster zu bilden, behält Hajnals Modell nach Josef Ehmer seine grundlegende Gültigkeit bei.

Zusammenfassung: Bilder des „Eigenen“ und des „Fremden“ im Lichte historisch-demographischer Argumentationen

Die dichotomische Gegenüberstellung zwischen „Deutschen“ auf der einen und „Slawen“, „Polen“ oder „Juden“ auf der anderen Seite hatte in Texten deutscher Historiker der Weimarer Republik und des „Dritten Reiches“ einen zentralen Stellenwert.

Welche beträchtlichen politischen Auswirkungen diese Differenzkonstruktionen zeitigen konnten, war zwar nicht unmittelbar Gegenstand der vorliegenden Untersuchung. Den überaus engen Zusammenhang zwischen performativen „wissenschaftlichen“ Konzeptionen von „Bevölkerung“ und „Migration“ einerseits und totalitären Bevölkerungspolitiken andererseits möchte ich aber doch zumindest erwähnen: Auf diese Problematik haben etwa Michael Fahlbusch und Ingo Haar für das „Dritte Reich“ und Michael G. Esch darüber hinaus im deutsch-polnischen Vergleich hingewiesen.⁵³ Exemplarisch sei ich nur auf einen bestimmten Aspekt „wissenschaftlicher“ Expertisen eines einzelnen Forschers verwiesen, der hier mehrmals zitiert wurde: Walter Kuhn etwa trat als Berater der Nord- und Ostdeutschen Forschungsgemeinschaft (NOFG) während des Zweiten Weltkriegs dafür ein, den Wolhyniendeutschen ihre angenommenen spezifischen Eigenschaften oder Fähigkeiten als Kolonisten auch nach ihrer geplanten Umsiedlung zu bewahren. Dies schien nur möglich zu sein, indem für ihre Ansiedlung ein spezifisches naturräumliches Umfeld gesucht werden sollte, das ihrer vermuteten „Stammesart“ entsprechen sollte.⁵⁴

Begriffliche Kategorien und methodische Instrumentarien, die dazu geeignet schienen, sprachliche und soziale Unterschiede innerhalb bestimmter Bevölkerungsgruppen zu „ethnischen“ und teils zu „rassischen“, unübersteigbaren Grenzen zu überhöhen, fanden sich in großer Zahl aus dem Reservoir „demographischer“ Argumentationsmuster: Die zahlenmäßigen Proportionen zwischen den europäischen Nationen zu erfassen und deren innere Gliederungen vergleichend einander gegenüber zu stellen, schien Historikern einen Er-

53 Vgl. Michael Fahlbusch, *Wissenschaft im Dienste der nationalsozialistischen Politik? Die „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften“ von 1931–1945*, Baden-Baden 1999; Haar, *Deutsche Historiker* (Anm. 25); Michael G. Esch, „Gesunde Verhältnisse“: deutsche und polnische Bevölkerungspolitik in Ostmitteleuropa 1939–1950, Marburg 1998 (=Materialien und Studien zur Ostmitteleuropa-Forschung; 2).

54 Vgl. Fahlbusch (Anm. 53), 516.

folg versprechenden Weg zu weisen, um angenommene Gegensätze und Konflikte zwischen den Nationen angemessen darzustellen.

Historiker bedienten sich dabei jedoch nicht einfach einem gegebenen Fundus von Argumentationen. Vielmehr verbanden sie in je individueller Weise Zuschreibungen von „Migration“, „Geburtlichkeit“ oder „Heiratlichkeit“ mit bestimmten Denkmustern, die historiographischen Diskursen in einem engeren Sinn zuzuordnen waren: Hermann Aubins Denken, das sich in „Räumen“ und „Kulturlandschaften“ bewegte, verband sich etwa in spezifischer Weise mit Vorstellungen autoregulativer Ausgleichsmechanismen zwischen „Unter-“ und „Übevölkerung“. Erich Keyser amalgamierte in seinem Bestreben, „Herkunft“ und „Wesen“ des deutschen „Volkes“ zu ergründen, Ideologeme der Rassenkunde mit bevölkerungsgeschichtlichen Kategorien: „Bevölkerungen“ wurden auf wirtschaftlich, geographisch und klimatisch determinierte Räume, „Völker“ auf biologistisch gedeutete „Lebensräume“ bezogen.

Die einzelnen Autoren amalgamierten somit Denkschemata und Argumentationsmuster aus unterschiedlichen Diskurszusammenhängen völkischer Wissenschaften, wobei sie jeweils individuell verschieden voringen. Begriffe, Theoreme und methodische Versatzstücke bildeten konstitutive Bestandteile komplexer Sinn- und Deutungszusammenhänge historiographischer Texte; sie können nicht von den historiographischen Argumentationsmustern getrennt und in erster Linie ex post für die These einer methodischen „Innovation“⁵⁵ in den Dienst genommen werden. Völkisches Ordnungsdenken und Bezugnahmen auf das methodische Reservoir von Statistik und Demographie waren nämlich untrennbar miteinander verwoben. Stichhaltig wird eine derartige kritische Sicht auf behauptete „Innovationen“ innerhalb der „Volksgeschichte“ umso mehr, als hier mit Walter Kuhn ein Historiker (ein vor 1945 disziplinar verankerter Volkskundler) zur Sprache kam, der sich mehr als manche anderen Volkstumsforscher „statistischer“ Methoden bediente, denen zuweilen mit Verve innovative Potentiale zugeschrieben wurden⁵⁶. Selbst bei Kuhn ist es aber, wie oben mit Blick auf seine durchgängig unterschiedliche Bewertung „deutscher“ und „slawischer Geburtlichkeit“ angedeutet, wenig weiterführend, von „Innovation“ zu sprechen. Entscheidend ist, dass die Ver-

55 Eine exemplarische Kritik dieser These liefert am Beispiel einer Studie Hans Lindes Axel Flügel: *Ambivalente Innovation. Anmerkungen zur Volksgeschichte*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 26 (2000), 653-671.

56 So von Oberkrome, der mittlerweile seine diesbezüglichen Auffassungen allerdings abgeschwächt hat. Vgl. Willi Oberkrome, *Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918-1945*, Göttingen 1993 (=Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft; 101), 99-101, 225f.

wendung innovativer statistischer Methoden die aufgezeigten Ordnungsmodelle unterstützte.

Welche Kategorien kamen nun bei der Konstruktion ethnischer Grenzen ins Spiel? Hierbei ist zwischen „qualitativ“ und „quantitativ“ wertenden Kategorien zu unterscheiden: „Arbeit“, „Bodenständigkeit“, „Tüchtigkeit“ usw., also in einem weiteren Sinn soziokulturelle, positiv „deutsch“ konnotierte Begriffe korrespondierten mit Kategorien wie „Fruchtbarkeit“ oder „Heiratlichkeit“ und wurden vielfach miteinander verwoben. „Tüchtigkeit“ konnte z.B. sowohl auf „kulturelle Leistungen“ bezogen werden, als auch auf die „körperliche Tüchtigkeit“ deutscher Kolonisten mit erhöhter Geburtenrate. Umgekehrt konnte die Fähigkeit, den gegebenen „Raum“ mit Menschen zu durchdringen, mit der Fähigkeit zur Staatsbildung verkoppelt werden. Mittelalterliche deutsche Kolonisten schienen somit um vieles geeigneter zu sein, differenzierte Staatswesen zu begründen als „die Polen“ dieser Zeit, die kulturell als rückständig und zahlenmäßig als schwach erachtet wurden. Deutsche standen vielfach für „Ordnung“, Polen für „Chaos“ und „Unordnung“.

Die verschiedenen Kategorien, die Historiker heranzogen, um Grenzen zwischen Gruppen zu ziehen, die geschichtlich als getrennt erachtet wurden, waren häufig wider Erwarten durchlässig. Die konstruierten Grenzen wurden somit vielfältig durchkreuzt und transzendiert. In den Schlussfolgerungen, die Historiker aus ihrem Material zogen, tendierten sie aber eher dazu, soziale Grenzen zu verfestigen als sie aufzulösen. Innere Widersprüche und Ambivalenzen, die sich aus dem von ihnen untersuchten Quellenmaterial ergaben, wurden von ihnen nicht explizit thematisiert oder „geglättet“. Es war im Gegenteil der besonderen semantischen Struktur und der verqueren inneren Logik des von Historikern gepflegten Ordnungsdenkens zuzuschreiben, dass die dichotomen Bilder, die sie vom „Eigenen“ und vom „Fremden“ entworfen hatten, eine ausgeprägte Kohärenz entfalteten, die es ihnen erlauben sollte, „Kohärenzsysteme“ nahezu bruchlos fortzuschreiben.